

(Nachdruck verboten.)

9]

Im Kreise.

Erzählung von Waclaw Sieroczewski.
Віава Сіероцэвскі

Die Menge stand schweigend und unbeweglich da, nur die Frauen schluchzten.

„Ich geh' nicht mit! . . . Wohin soll ich auch gehen? Hierher geh' ich!“ . . . schrie Michioras Sohn plötzlich und klammerte sich am nächsten Pfeiler fest. Die Aufseher warfen sich auf ihn. Sie schluchzten laut, während sie mit ihm kämpften. Der Bursh wehrte sich lange, schrie und knirschte mit den Zähnen, ehe er losließ. Sie warfen ihn auf den Rücken und banden ihn an den Schlitten. Er lag unbeweglich mit geschlossenen Augen, sein Gesicht wurde blau, die Kleider über der Brust waren zerrissen, der Kopf war unbedeckt und stieß bei jeder Bewegung der Soldaten gegen den Rand des Schlittens.

„Der erfriert ja!“ . . . Ihr tötet ihn! . . . Deckt ihn zu!“ rief Alexander den Fortfahrenden nach. Die anführenden Jakuten ritten ruhig an ihm vorbei, ohne auf seine Worte zu achten.

Alexander ritt nach Hause. Brony, durchfroren und vom allgemeinen Lärmen aufgeregt, trug ihn schnell an dem traurigen Zuge vorbei. Die Gefangenen nickten ihm zu. Bald ließ er sie hinter sich. Man hörte nur noch die Kloden vom Schlitten des Jasiadatis, aber auch dieser Ton erstarb allmählich in der Ferne.

V.

Ein milder Südwind drang durch die Wälder, die das Thal einschlossen. Lautlos flog sein Hauch über die „Tajga“,*) man fühlte sein Raßen nur am leichten Schwanken der hohen Wipfel; kaum aber kam er auf die Wiesen, auf ebenes Gebiet, so klang sein Brausen wie mutwilliges Lachen, er wirbelte die herbstlichen Blätter zusammen, unbarmherzig peitschte er die Grashalme, kräuselte die glatte Fläche des geschmolzenen Schneewassers, das einen Teich bildete, und dann drang er in den gegenüberliegenden Wald, und alles wurde wieder still. Unter seinem zärtlichen, milden Hauch verschwand Schnee und Eis, dunkelte die weiße Decke und löste sich in eine große Wasserlache auf. In den Schluchten brausten Flüsse und zahlreiche Wasserfälle strömten ihnen über Gisterrassen zu: Sonnenstrahlen drangen durch die mit Feuchtigkeit und Wärme geschwängerte Luft, durch die kahlen Zweige bis tief in den nackten Erdboden. Nur im Gebiet des Alban herrschte noch undurchdringlicher Winter.

Zuweilen trieb der Südwind schwere, weiße Wolken auf dem klaren Himmel zusammen. Wie Schneelawinen ballten sie sich über dem Thal. Kälte und Schneesturm schien von ihnen auszugehen. Dann schwiegen die Vögel, der klare Wasserspiegel wurde dunkel, aber das dauerte nur kurze Zeit, denn die drohende Wolke hatte einen warmen Schatten und strömte Feuchtigkeit aus.

Alexander, die Waffe auf der Schulter und einen langen Stod in der Hand stand am Ufer des Alban und sah in die Tiefe. Er mußte hinüber, hatte er doch erfahren, daß die Jakuten in einem der Häuser am jenseitigen Ufer ihre Versammlung hätten. Akerboden hatten sie ihm natürlich bis jetzt nicht bewilligt, und er war sich wohl bewußt, daß er ihn nicht leicht bekommen würde. Der Termin der Gemeindefürsorge war auch beinahe abgelaufen, so wollte er sich denn mit ihnen besprechen und erfahren, was sie beschlossen hätten.

Der Fluß lag wie ein weißes Band vor ihm. Hier und da bildete freigelegter Sand schwarze und gelbe Flecken und er überlegte, wie er wohl gehen sollte, um nicht im Eise einzubrechen. Er wußte, daß der alte Weg abgegriffen sei, daß die rasche Strömung an vielen Stellen Nisse gebildet und weite Buchtungen, die nicht wieder zufrieren, ausgewaschen habe, und so bemühte er sich, sich ins Gedächtnis zu rufen, wo es ruhiges Wasser gab, wo das Eis in festen Tafeln gefriert und lange anhält. Schließlich kletterte er an der Wand

hinunter und hielt sich an den Unebenheiten des Abhanges fest. Er übersprang eine schmale Stelle schnellfließenden Wassers und ging über das glatte Eis, indem er wie ein geschickter Schlittschuhläufer dahinglitt und sich mit dem Stocke half. Eine Flut von Sonnenstrahlen ergoß sich ihm über Kopf und Brust, unten aber vom Eis wehte es ihm kalt entgegen. Warme Luftwellen zitterten und schwankten in der Ferne wie ein Schwarm geflügelter Insekten. Der kleinste Punkt, der dünnste Zweig hob sich deutlich von dieser blendenden Helligkeit ab. Alexander sah Scharen wilder Gänse, die auf Sandbänken ausruhten, aber das Terrain war zum Jagen wenig geeignet; er stieß sogar unvernünftig auf Schwäne, aber er bemerkte sie erst, als die Vögel sich zum Fluge anschickten.

„Weiße Vögel, weißer Schnee und die verfluchten Sonnenstrahlen, die einem in die Augen stechen!“ Er rüttelte die Mütze in die Stirn und sah den Davonsfliegenden mit Bedauern nach.

Ueber den ins Eis gehauenen Löchern kreisten Sträßen und Kiebiße, die einen furchtbaren Lärm machten, als sie seiner ansichtig wurden; in Scharen erhoben sie sich über seinem Kopfe und schrien laut und gellend. An den Ausbuchtungen, wo es rasche Strömungen gab, mußte er sich Uebergänge über Eis suchen. Besonders gefährlich waren die flachen, eingesunkenen Stellen, voller Wasser, die er als Furt hätte durchschreiten können, wenn der Grund nicht so furchtbar abschüssig und glatt gewesen wäre, so daß er leicht hätte fallen können, um nie wieder an die Oberfläche zu kommen. Ueber die engen Sparren mit scharfen Rande setzte er leicht mit einem Sprunge, er hatte sich eine gewisse Übung bei der alljährlichen Jagd auf Wildgänse darin angeeignet. Er ging schnell ohne auszuruhen, und da der Weg lang war, wurde er müde und atmete erleichtert auf, als er die Mitte des Flusses erreicht hatte. Das Eis war hier noch sehr dick und obgleich es ganz frei von Schnee war, war es hart wie Marmor und fest zusammengefügt. Bis zum nächsten Ufer betrug die Entfernung nur noch zwei Berst und die legte er schnell zurück.

Durstig und etwas müde trat er in die erste Furte. Die Ansiedlung gehörte Neilach, einem Soltys**), den sie den „Ickkopf“ nannten.

„Wie gehts Kataryna Awosentjewna? Wohlauf?“ fragte er auf der Schwelle. Er legte die Waffe ab und wuschte sich den Schweiß von der Stirn.

„Wie gehts selbst, Wiksandra Iwanowicz,“ antwortete russisch eine Frauenstimme. „Erzähl, was es giebt! Wohin gehst Du? . . . Tritt ein, sei willkommen!“

„Der Soltys zu Hause?“

„Nein, er ist zur Versammlung gegangen. Im ganzen Thal giebt's keinen einzigen Bauer. Alle sind sie fort. Wir Weiber sind allein, ganz ohne Aufsicht“, lachte sie, legte ihre Arbeit beiseite und trat an den Gast heran. Sie trug wie alle wohlhabenden Jakuttinnen ein langes Hemd aus hellem Perkatil und eine schwarze anschließende Kamlotjake mit weiten faltigen Ärmeln. Lange silberne Ohrringe rahmten ihr dunkles Gesicht ein und über der Brust funkelte ein großes silbernes Kreuz an durchbrochenem Bande. Ein seidenes, himbeerfarbenedes Tuch bedeckte kaum ihre schwarzen, sorgfältig gekämmten Haare. Sie galt als Schönheit und sah im Halbdunkel der Furte wirklich beinahe hübsch aus. Sie hatte eine Zeit hindurch in der Stadt gelebt, sprach russisch, kannte die dortigen Sitten und pochte darauf, daß sie russisches Blut in ihren Adern habe.

„Gieb mir Rumys**!)! Ich werde Dir ewig dankbar sein! Ich sterbe vor Durst!“

„Vielleicht den Samowar zurecht machen? Vielleicht trinkst Du Thee?“

„Nein, eil' Dich! Fürchtest Du nicht, daß Dein Mann Dich durchprügelt, wenn Du in seiner Abwesenheit fremden Männern Thee vorsetzt?“

„So'n Mann prügelt auch ohne Grund! Was wissen die denn!“ lachte die Wirtin und trat in die Tiefe der Furte. Alexander wurde nachdenklich.

*) Dorfrichter.

**) Saure Stutenmilch.

*) Tajga nennen die Eingeborenen ihre schönen, dichten Wälder.

„Trink', Fremder, und Gott gesegne Dir,“ sagte die Zafutin und reichte ihm einen vollen, geschnittenen Holzbecher. Selbe Butterstückchen, als Beweis besondrer Auszeichnung, schwammen an der Oberfläche. Die Frau bückte sich tief, kniete fast vor ihm nieder und sah ihm fest in die Augen.

„Du bist schön!“ flüsterte sie. „Mein Mann kommt nicht so bald wieder.“

Alexander stand auf.

„Ist er schon lange fort?“

„Ja. Das wird eine große Versammlung geben. Wozu brauchst Du dem Ackerland? Laß Dir doch Geld geben, wenn Du die Schwären nicht haben willst. Geld werden sie immer geben, wenn Du die Schwären nicht haben willst. Geld werden sie immer geben, ohne weiteres, Du brauchst nur zu fordern. Das erreichst Du auch morgen. Die gehen morgen noch nicht auseinander.“

„Mit Dein Mann so?“

„Nein, nein, so rate ich. Der sagt nichts. Nur das, was alle andern auch“ — lachte sie und schob ihr Tuch zurecht. Alexander trank den Rumys aus und begann nach kleiner Münze zu suchen.

„Bemüh' Dich nicht! Mir wär's lieber, wenn Du bliebest.“ — Sie zog die Lippen verächtlich zusammen, nahm aber das Geld an.

Im Hofe des Hauses, wo die Versammlung abgehalten wurde, gab es Pferde und Menschen. Im Zimmer saßen einige „Tosonen“ (Herren), aßen Fleisch und zerschnitten es auf dem Tisch. Weilach war unter ihnen. Alexander begrüßte sie der Sitte gemäß mit Handschlag und setzte sich auf den ersten Platz.

„Guten Tag! Erzähle! Ist der Weg gut? Wie bist gekommen? An meiner Hütte vorbei?“ fragte Weilach. „Warst Du bei mir? Hast Du meine Frau gesehen? Hat sie Dir Thee vorgefetzt?“ fügte er russisch hinzu und faugte sich mit den Augen an ihn fest.

Alexander verstand diesen prüfenden Blick und fühlte, wie ihm das Blut in die Wangen stieg.

„Ich bin bei Dir eingekehrt und habe Rumys getrunken.“

„Mit Butter?“ fragte der Zafute höhnisch.

„Weißt Du nicht, ob es heute eine Versammlung geben wird?“

„Die war schon. Sie sind zum Essen gegangen. Nachher giebt's wieder eine . . . Warum auch nicht? Es giebt viel zu verhandeln. Aber wann sie sein wird, das weiß ich nicht.“

Man brachte Alexander Fleisch auf einem Teller. Die Zafuten sprachen unter einander, aber augenscheinlich legte ihnen seine Gegenwart Zwang auf, sie sahen fortwährend nach ihm hin. Nach dem Essen standen sie auf und gingen hinaus; nur Weilach blieb in der Jurte.

„Immer das alte Lied! Ackerboden!“ begann er freundschaftlich. „Nimm Dir's selbst und mach' ein Ende! . . . Niemand wird Dir's fortnehmen. Weder ich noch die übrigen Zafuten jenseits des Aldan. Bleib', wo Du jetzt wohnst. Säe nur ruhig und damit basta! Hast Du mal gesät, so ist es Dein. Niemand wird's anrühren. Und jetzt verlierst Du Deine Zeit nur unnütz, zerreibst Deine Stiefel, wirst schließlich noch ins Wasser fallen.“

„Natürlich! Gebt ihr's nicht gutwillig, so nehm' ich's!“ Der Zafute sah ihn aufmerksam an.

„Nimm nur, wir geben's nicht! Wir können's nicht geben. Nimmst Du's mit Gewalt, so ist das was anders. Geben können wir's nicht. Die Erde ist wie eine Frau: nimmst Du sie, so ist sie Dein, kommt ein anderer und nimmt sie fort, so gehört sie ihm. Ihr sind alle gleich, allen ist sie bereit zu gebären. Die Bauern schlagen sich um sie! Nimm, und giebt's uns Geld etwa keine Prigelei? Na, und wie! Mehr als um eine Frau! Und wessen Land stößt an Deine Jurte?“

„Kapitons.“

„Siehst Du, wie sich alles gut trifft. Der Aniaz wird Kapitons nicht schätzen, denn sie sind böse mit einander. Und fürchtest Du Dich etwa vor jemand? Sie sagen, Du fürchtest Dich nicht einmal vor einem Bären! Ist das wahr?“ Er kniff die Augen zusammen und sah Alexander durchdringend an.

„Was will er nur von mir?“ dachte jener.

„Du meinst wohl, ich hab' meinen Vorteil im Auge und will Dir schaden?“ sagte Weilach. „Im Gegenteil, ich will Dir wohl. Du weißt ja, meine Frau ist eine Russin; so helfe ich denn ihren Landsleuten. Ich rate Dir gut, laußt es schon glauben.“

„Einem schlechten Rat werde ich nicht folgen,“ ant-

wortete Alexander kühl. „Erst will ich mit der Gemeinde reden.“

„Thu' das nur! Warum auch nicht? Nur Geld wird Dir die Gemeinde nicht geben, sie kann's nicht. Ge! Dursch!“ rief er einem vierzehnjährigen Bubem zu, der sich an dem Herd wärmte. „Wo ist der Aniaz? Hol' ihn. Sag', daß der Fremde da ist wegen des Geldes. Lauf', sag' ich Dir!“

„Er war beim Popen, aber er ist sicher schon fort.“

„So geh' und such' ihn. Der fremde Herr kann ihn doch nicht suchen.“

Der Bursche kraute sich hinter'm Ohr und ging unwillig genug.

Allmählich begam sich das Zimmer zu füllen: Die Ältesten setzten sich auf die Bank. Der Aniaz aber kam nicht.

„Wo ist der Aniaz? Kommt er nicht?“

„Man hat um ihn geschickt, aber wer weiß, wo er steckt.“

Kapiton trat ein, er hatte eine Bibernütze aufgesetzt und trug eine Manchesterbluse mit breitem, silbernem Gurt. Er warf Alexander, der neben Weilach saß, einen bösen Blick zu, Weilach aber rief lustig:

„Se, Alter, seh' Dich! Ich hab' Dir einen schönen, bequemen, warmen Platz neben dem Kuffen aufgehoben; wirst zufrieden sein!“

Er schob sich zur Seite und stieß die Nachbarn fort.

„Und der Aniaz?“

„Beg! Der trinkt wohl Schnaps mit dem Popen, denn vor acht Tagen haben sie dem Popen ein Fäßchen gebracht.“

Allmählich wurde es stiller; die Wartenden bildeten Gruppen. Viele schlichen zur Thür hinaus. Alexander dachte an Jofia und wurde mit jeder Minute ungeduldiger.

„Ich will selbst nach dem Aniaz suchen,“ sagte er energisch.

„Recht so, such' ihn selbst! Du wirst ihn sicher finden. Zeigt dem Fremden, wo der Aniaz ist, Ihr Leute!“ bestärkte ihn Weilach.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Von unsren Kleinen.

Man erwarte keine pädagogische Abhandlung in diesen Zeilen, ich bin eine einfache Mutter und fühle mich nicht berufen, die Erziehungsfrage in neue Bahnen leiten zu wollen. Ich stehe auf dem Standpunkte, daß die Frage der Kindererziehung in erster Linie eine Frage der geistigen Reife der Erziehenden ist, und daß jedes Kind nach Erwachen seiner Denkkraft auf eine ganz individuelle Behandlung Anspruch macht. Das Hauptfordernis in der Erziehung ist die Beobachtung derjenigen, auf deren Entwicklung man einwirken will; wer sich dieser Aufgabe mit verständnisvoller Hingabe widmet, wird auch bald den rechten Weg finden, den geistigen Werdegang seines Kindes günstig zu beeinflussen und die in ihm schlummernden Anlagen zur schönen Blüte zu entwickeln.

Mir ist die große Aufgabe zugefallen, in einem kleinen „Drei-Staate“ den allmächtigen Hausminister zu spielen. In unsrer Kinderstube regieren mehr oder weniger einträchtig der 10jährige Franz, der 6jährige Max und das 6jährige Mädchen. Die nähere Vorkellung „ihrer Majestäten“ der Kinder kann ich mir ersparen, ich lasse sie lieber in ihren Werlen oder vielmehr Aussprüchen selbst vor den Leser treten. Unser Max zeigt einem Besucher mit Stolz seine beiden Kanarienvögel, die einträchtig in einem Bauer zusammensitzen. „Können sie denn auch singen?“ fragt der Besucher. „Na, ob“, antwortet Max, „es sind ja beides Männchen“. Woher er diese naturgeschichtlichen Kenntnisse hat, ist mir unerfindlich. Und er fährt fort: „Es wäre doch eigentlich schöner, wenn das eine ein Weibchen wäre, dann würden wir doch bald kleine Vögelchen haben.“ Aber noch ist die Fülle seiner Kenntnisse nicht erschöpft. „Und wenn gar beides Weibchen wären, dann würden wir erst viele Jungen haben!“ Unser Freund erzählte uns dieses Zwiegespräch mit der Aufforderung, den Jungen Naturforscher werden zu lassen. Nun, wir werden es uns überlegen, vorläufig scheint bei unserm Sprößling die Neigung zum Droschkenkutschergewerbe noch vorzuwiegen.

Unser Franz ist das Gegenteil von seinem Bruder. Während dieser noch ganz naiv, ganz kind ist, fängt der Zehnjährige bereits an, mit seiner Weltkenntnis zu prunzen. Ein Hahn hat ein Küken arg verletz und das Ereignis wird in unserm kleinen Kreise lebhaft besprochen. „Der Hahn ist frech,“ meinte Franz, „aber das schadet nichts, Frechsein ist gut und Nichtfrechsein ist nicht gut, das habe ich schon gemerkt.“ Seit dieser Erfahrung fängt der Junge an, frech zu werden, und ich werde Mühe haben, ihn zu überzeugen, daß diese Eigenschaft doch nicht immer gut thut. Charakteristisch für die Dentweise beider Knaben ist folgende kleine Episode. Franz schlägt dem Brüdern vor, „Zanken“ zu spielen. Max ist einverstanden und das Spiel beginnt. „Gieb mir mal Deinen Ball,“ fängt Franz an. „Da hast Du ihn,“ sagt Max und wirft ihn herüber. „Ach, das ist doch nicht zanken,“ meint Franz darauf, „Du mußt sagen: ich geb'

ihn nicht." Darauf der Große: „ich will ihn aber haben, gleich gibst Du mir den Ball.“ „Na, da hast Du ihn,“ erwidert unser kleiner friedlich. „Aber nicht doch, Max, Du mußt sagen, nun kriegt Du ihn gerade nicht.“ Der andere wiederholt folgsam, was der Bruder verlangt. Nun schlägt dieser wütend auf den Tisch und schreit: „Gieb mal sofort den Ball her.“ Da nimmt Max den Ball, wirft ihn seinem Bruder zu und flüchtet weinend in meine Arme, mit dem Ausruf: „Ich will aber nicht „Zanken“ spielen!“

Daß unser Aeltester philosophisch veranlagt ist, zeigte sich bei folgender Gelegenheit. Der Papa erzählt von einem Ereignis, das sich zugetragen, als Max noch nicht geboren war. Max der aufmerksam zugehört hat meint plötzlich: „Ja so war es, ich weiß es ganz genau.“ Darauf sagt Franz in verächtlichem Tone: „Ach, das tammst Du ja gar nicht wissen, denn damals warst Du ja noch eine irdische Masse.“ Kann sich ein moderner Dichter treffender und kürzer ausdrücken als hier mein Aeltester?

Vor einigen Jahren ist bei unserm Wirt eingebrochen worden. „Was wollten denn die Leute dort holen?“ intervierte mich der im Fragen uner müdliche Franz. „Die wollten bei dem reichen Manne Geld stehlen,“ antwortete ich ihm. „Dann hatten sie wohl kein Geld?“ „Nein.“ „Nun, dann haben wohl die Reichen am meisten gestohlen?“ Was soll man einer solchen Logik gegenüber thun? Ich schwieg auf die Gefahr hin, daß sich solche socialdemokratische Anschauungen in dem Kopfe meines Kindes festsetzen.

Von Kätzchen, unserm Reithälchen, ist weniger Originelles zu berichten. Sie ist ein lieber kleiner Egoist, ein Schneichelkätzchen, das schnell mit allen Besuchern gut Freund ist, sie wird wohl dereinst ein liebes, gutes Hausmütterchen werden. Zum modernen Weibe scheint sie mir keine Anlagen zu besitzen, ebenso wenig zum Blauschwarz; ich bin nicht untröstlich darüber. „Du bist wie eine Blume, so hold, so schön, so rein“ möchte dieser Gemeinliche Dyrtramburs noch recht lange auf meine Kleine zutreffen. Aber das Leben wird schon dafür sorgen, ihr frühzeitig ihre Unbefangenheit abzutreiben. Seine Jähler streckt es schon voraus, und zwar kam der Feind diesmal von einer Seite, wo man ihn nicht vermuten sollte. Meine Kinder sind Diffidenten und werden als solche in der Schule geführt. Neulich hatte ich nun den Besuch des Herrn Pfarrers, der mir ins Gewissen reden wollte. Er sah bald, daß es bei mir verlorene Liebesmühe war, da ich selbst bei der furchtbaren Beteuerung des würdigen Christen: „In meinen Augen sind Ihre Kinder Heidenkinder!“ nicht „blah“ wurde. Er that diesen Ausspruch im Hinausgehen und mein Kätzchen hatte etwas davon gehört. Als der Prediger fort war, fragte sie sehr neugierig: „Was sagte der Mann, Mama, was find wir für Kinder?“

An die Anekdote von dem des Diebstahls Angeklagten, dem der Staatsanwalt den raffinierten Einbruch mit allen Chikanen anschaulich schildert und dann fragt: „Nicht wahr, so war's, Freundchen?“, worauf dieser erwidert: „Nein, Herr Staatsanwalt, so war's nicht, aber sie haben mich auf 'ne Idee gebracht,“ erinnerte es mich, als mein Franz mir mitteilte, daß ihm und seinen Mitschülern (der Sexta) in der Schule vorgelesen worden sei, daß ihnen das Rauchen, Wirtshausbesuchen ohne Begleitung der Eltern usw. verboten sei. Kurze Zeit ertrappe ich ihn nämlich im Garten mit einer Cigarette im Munde. Auf meine vorwurfsvolle Frage, warum er das gegen das Verbot des Lehrers getan habe, antwortete er schmolend: „Ich wollte doch nur sehen, warum ich das nicht soll!“ Nun, er hat es gesehen! Und ich habe es natürlich auswaschen müssen! Ist es wirklich nötig, schon Sextaner auf solche Dinge aufmerksam zu machen? Und verspricht man sich Erfolg davon? Man sieht ja die Wirkung solcher Verbote von Dingen, an die 10jährige Kinder sonst wohl gar nicht denken würden. Ich halte dieses Vorgehen für eine Unflugheit.

Noch einen Blick wollen wir, ehe wir von unsern Kleinen für heute Abschied nehmen, in die „Kinderstube“ werfen. Kätzchen und Max sitzen einträchtig auf einer Hutschuhe, sich eng umschlungen haltend. „Sie sehen süß aus,“ würde Cousinchen Gertha, das 18jährige Pensionsfräulein, sagen. Die beiden Kleinsten vertragen sich meist sehr gut. Kätzchen, die Schneichelkätzchen, weiß dem allzu gutmütigen Max immer noch einen reichlichen Tribut von seinen Bonbons oder sonstigen Nahrungsmitteln abzuloden, wenn sie ihren Teil schon verzehrt hat. Und beide sind zufrieden damit. Ungetöbuliche Ruhe herrscht im Reiche. Wo ist denn unser Großer? Ubal da liegt er, hingestreckt über Stuhl und Tisch, in einer unbeschreiblichen Stellung und liest. Es ist ein lustiges Buch, denn plötzlich bricht er in ein schallendes Lachen aus, von solcher Herzlichkeit, wie es eben nur Kinder eigen ist. Leider geht aber diese friedliche Beschäftigung bereits ihrem Ende entgegen und ich sehe schon im Geiste das Kinderstuhldühl schmähtlich zerstört. Er ist bereits in das Alter gelangt, unser Großer, wo er manchmal nichts Rechtes mit sich anzufangen weiß, und provoziert dann gern einen kleinen Zweikampf mit dem Bräuerchen. Dieser endigt meistens mit einem laut schallenden Jammergeschrei, das mich vom Hochstuhel oder Schreibisch aus irgend einer entfernten Ecke unfres kleinen Heims schleunigst herbeieilt. Glücklicherweise ist noch nichts Ernstes bei solchen Konflikten passiert, nur einige Beulen und Schrammen zeugen davon, daß „Ihre Majestäten“ nicht immer vollständige Engel zu sein pflegen.

Aber Wildheit und Unart ist ein Recht der Kinder, das man ihnen nicht zu sehr beschneiden soll. In die Kinderstube gehört kein Wächter, der mit strengem Auge jede Unordnung niederhält. Nur dann werden wir Lehrer, Autorität und Zucht unserer Kinder in allen ihren kleinen und großen Fragen und Sorgen bleiben und uns ihr Vertrauen bewahren, wenn wir ihnen die größtmögliche Freiheit gewähren und warten, bis sie mit ihrem Anliegen zu uns kommen.

Dieses Vertrauen ist es aber, welches uns die Erfüllung unserer Erziehungs Aufgabe erst möglich macht und seine Erringung und Bewahrung darum wichtiger als alle Theorien, wie man ein junges Menschenkind zu einem perfecten Staatsbürger drilt und drehselt. —

R. L.

Kleines feuilleton.

7. Reinigung von Läufern zc. mittels Druckluft. Druckluft findet in der Technik ausgebreitete Anwendung zu Zwecken der Metallbearbeitung, sowie auch besonders im Bergwerkswesen. Daß aber nicht nur in diesen Hinsichten der Fortschritt der Technik Erleichterungen mannigfacher Art schafft, sondern daß er auch für manche Bedürfnisse des Haushaltes zweckmäßige Anwendung finden kann, das zeigt die Benutzung von Preßluft zum Reinigen von Läufern, Teppichen, Vorhängen, Polstermöbeln zc. Seit Alters her werden verschmutzte Stoffe und Polstermöbel vom Staube durch Ausklopfen und Abbürsten befreit. Daß die Reinigung großer Teppiche und Läufer mittels Ausklopfens eine anstrengende Arbeit ist, dürfte unbestritten sein. Nun kommt aber in Betracht, daß die gründliche Reinigung durch äußerst kräftiges Ausklopfen und gründliches Ausbürsten eine ziemlich große Abnutzung der betreffenden Stoffe mit sich bringt. Hier greift nun die Reinigung derartiger Artikel mittels Preßluft leichtend ein. Natürlich muß eine solche Reinigung mit einer besonders dazu eingerichteten Anlage erfolgen, deren Betrieb aber ungemein einfach ist. Die wesentlichste Einrichtung einer Anlage zur Reinigung von Stoffen mittels Preßluft ist ein Compressor, der die erforderliche Druckluft liefert. Diese wird nun mit Hilfe von Schläuchen, die mit Handhaben versehen sind, dahin geleitet, wo man auf dem zu einer solchen Anstalt gehörigen Hof oder in den dazu erbauten Hallen die Reinigung bewirken will. Zu diesem Zweck werden die schmutzigen Teppiche, Läufer usw. auf Gestellen ausgebreitet, und nun führt ein Arbeiter die in einem Bläser endigende Schtanchleitung über den zu reinigenden Stoff. Durch die ihr verleihe hohe Spannung muß die Luft die einzelnen Poren der Stoffe durchdringen und dadurch selbstverständlich die darin festgesetzten Schmutzpartikelchen entfernen. Eine körperliche Anstrengung ist also bei dieser modernen Reinigung von Stoffen vollkommen vermieden. Die Anwendung der Druckluft hat aber nicht nur den Vorteil, daß der Staub und Schmutz in denkbar schnellster und gründlichster Weise ausgeblasen wird, sondern man erreicht auf diesem Wege auch eine Auflockerung des Gewebes, die sich durch eine günstige Entfaltung der Farben in ihrer ursprünglichen Frische bemerkbar macht. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß die Druckluft-Reinigung von Stoffen auch noch den Vorteil mit sich bringt, daß man den Reinigungsprozeß lange nicht so oft wie beim Ausklopfen und Ausbürsten zu wiederholen braucht, was naturgemäß zu einer Verringerung der Reinigungskosten beiträgt. Erklärlicherweise ist es ziemlich schwer, über den Preis derartiger Reinigungsarbeiten bestimmte Angaben zu machen, da hier verschiedene Faktoren zu berücksichtigen sind; immerhin läßt sich sagen, daß die bisher nach diesem System arbeitenden Anlagen in einigen Großstädten großen Zuspruch haben und daß denselben auch aus den umliegenden Ortschaften Stoffe zum Reinigen übermittle werden. In gesundheitlicher Hinsicht ist zu berücksichtigen, daß dieses Reinigen mittels Druckluft die damit beschäftigten Arbeiter weniger durch Staub belästigt, als dieses beim Ausklopfen der Fall ist, weil sie nicht so dicht an den säubernden Teppichen zc. zu stehen brauchen und außerdem der kräftige Strahl der Druckluft die Schmutzpartikelchen weit fortträgt. Hat die moderne Art der Reinigung von Läufern und Stoffen schon aus technischen Gründen Interesse, so läßt sich auch nicht verkennen, daß dieser Fortschritt auch als Mittel zur Entlastung der Hausfrau und des Hauspersonals größere Bedeutung erlangen dürfte. Da in den Großstädten, wo dieses System naturgemäß zuerst ausgebreitete Anwendung finden dürfte, heutzutage elektrischer Strom in jedem Hause leicht zu haben ist, so dürfte es vielleicht nur eine Frage der Zeit sein, daß in ganz modern eingerichteten Gebäuden mittels eines kleinen Elektromotors eine kleine Kompressoranlage zu derartigen Reinigungszwecken betrieben wird, aus welcher dann die Bewohner die erforderliche Druckluft zur Säuberung ihrer Teppiche usw. beziehen können. Auf dem Hofe würde man dann statt der jetzt allgemein üblichen Stangen zum Ausklopfen von Teppichen zusammenlegbare Gestelle vorsehen müssen, auf welchen die Reinigung mittels Preßluft zu bewirken wäre. Der geringe Raum, der für die Aufstellung der erforderlichen Anlage nötig wäre, könnte leicht im Keller oder in einem kleinen Anbau geschaffen werden. Wünschenswert wäre es jedenfalls, wenn sich die Anhänger der häuslichen Wirtschaftsgenossenschaften diese Erfindung gleich bei der ersten Verwirklichung ihrer Bestrebungen zu nütze machen würden, da ja auch die Reinigung aller Kleidungsstücke mittels Druckluft aus den oben erwähnten Zweckmäßigkeitsgründen zu empfehlen ist. —

Litterarisches.

c. k. „Ein unglückliches Volk“. Roman von Rudolf Lindau. Berlin. Fontane u. Co. — Dies neue zweibändige Werk des geschätzten Romellisten befaßt sich mit der Schilderung der armenischen Unruhen zwischen 1895/96. In diesem Verwirrungslampfe, welchen die Türken gegen das geliebteste Volk mit grausamer Härte unternahmen, wurden während des Jahres 1895 und bis Ende Februar 1896 37 055 Armenier getötet und 40 950

gezwungen, zum Islam überzutreten. 290 300 kamen an den Bettelstab, 106 400 verloren den größten Teil ihrer beweglichen Habe; 39 749 Häuser wurden zerstört und niedergebrannt und außerdem 20 669 Häuser und Läden ausgeplündert. Im Wilajet von Akarput, das am meisten litt und dessen christliche Bevölkerung sich vor Ausbruch der Unruhen auf 81 400 Seelen belief, wurde die Ermordung von 11 584 Armeniern festgesetzt, 41 500 der Ueberlebenden an den Bettelstab gebracht, 8000 ausgeraubt, 12 500 gezwungen, zum Islam überzutreten. Im ganzen waren nach den amtlich berichtigten Aufstellungen von 81 400 Armeniern nicht weniger als 73 584 getötet oder gemißhandelt und ausgeraubt worden. In Konstantinopel allein fielen während der Schreckens-tage vom 26. bis 28. August 1896 6000 Armenier, Männer und Frauen, Kinder und Greise, der wütenden Menge zum Opfer . . .

Rudolf Lindau spinnt all diese Greuel in eine Romanhandlung hinein. Von Berlin geht sie aus. Ein preussischer Lieutenant quittiert, durch Hazardspiel ruiniert, den Militärdienst und geht nach Amerika. Dort kommt er mit einem reichen Armenier zusammen, der dem Revolutionskomitee angehört, wird in dessen Pläne eingeweiht, bildet eine Truppe von 50 Armeniern militärisch aus und wird von einem andren nach Konstantinopel geschickt, um zwei Kinder, welche dort bleiben mußten, aus türkischen Händen zu retten. Hier nun steht er bald mitten in den Kämpfen, erlebt allerhand Abenteuer und entgeht wie durch ein Wunder den Verfolgungen, die eine Türkin aus verschämter Liebe gegen seine Person anzettelt. Sein armenischer Freund in Amerika erscheint schließlich mit der Schwelger, die unsterblichen Helden still geliebt hat, gerade um die Zeit in Konstantinopel, wo es zum Strafengemebel kommt. Alle finden dabei den Tod. Der Deutsche nicht. Dafür aber holt ihn der Freund jenes Armeniers, ein reicher Needer, zurück nach Amerika und trägt ihm die Verwaltung seiner Besitztümer an. Eine steinreiche Witze wird hier seine Frau. Mit dieser macht er dann noch seine Hochzeitsreise nach Deutschland, Italien und Konstantinopel, und mit einer von unterdrückter Rache erfüllten Klage armenischer Land-leute schließt der Roman. In epischer Breite wird ein großer Schauplatz aufgethan. Ueberall zeigt sich Lindau wie zu Hause, ob er nun deutsche Verhältnisse berührt, ob er den Leser nach New York und Wildwest, oder nach Rom und Konstantinopel führt. Am anschaulichsten weiß er natürlich die türkischen und armenischen Lebens-verhältnisse zu schildern. Wollte man jedoch im Roman selbst nach inneren künstlerischen Werten suchen, so lohnte es sich kaum der Mühe des Suchens. Eine Charakterisierung der Personen ist nicht unternommen worden. Jede spricht die gleiche Sprache des Autors, und der Roman ist nichts mehr und nichts weniger, als ein besserer Leihbibliotheken-Roman. —

Musik.

Wenn man um ein Menschenalter oder vielleicht um noch weniger zurückdenkt, so kommt man an eine Zeit, in der kurz zu sagen das künstlerische Produzieren verrufen war. Lyriker galten als Schnupfenkrank, Maler als nicht recht gescheit, und Komponisten: ja, wozu denn das noch? War doch so vieles noch lange nicht Ausgeschöpfte von den vergangenen Meistern und von einem oder dem andren ausnahmsweise anerkannten Lebenden vorhanden! Warum also Neues dazu machen? Im Zusammenhange damit blühten die reproduktiven Künste und gingen die Kunstwissenschaften einer Blüte entgegen. Daß der Schaffensdrang eine menschliche Notwendigkeit ist, daß man „zur Kunst“ nicht aus Leichtsinne, sondern aus einem Gegenteile dazu geht, leuchtete dem „Gut-geantunten“ nicht ein. Am schlimmsten stand es wohl mit der Ton-kunst. Es wird schwerlich noch eine solche Periode in irgend einer Kunstgeschichte gegeben haben oder je wieder geben, wie diese Musik-epoche mit ihrer Alleinherrschaft der „Klassiker“, Novitäten in Konzerten waren Ausnahmen. Der musikalische Liebhaber hatte die musikalische Selbständigkeit einer früheren Zeit längst verlernt. Dafür spielte er die Klassiker und bereicherte die Verleger billiger Editionen, während neue Musikalien von Kunstwert nicht zu bezahlen waren. Heute sind die Lyriker gesuchte Leute und machen Kartell; die Maler besiegen mehr und mehr die Abhängigkeit von den Toten, erweitern sich im „Angewandten“, geben die Schwarz-weißkunst, aus ihrer Beschränkung auf Reproduktion, der Produktion wieder. Usw. Am langsamsten entwindet sich die Musik jenem Zu-stande. Noch immer überwiegen in Konzert und Oper die guten Bekannten; noch immer sind moderne Tonkunstwerke für den Einzelnen kaum kaufbar. Doch die Fortschritte werden bereits spürbar — selbst in dem musikalisch besonders gut konservativen Wien. Dort wird von epigonischer Seite gellagt, daß die diesmaligen Phil-harmonischen Konzerte unter 21 überhaupt aufzuführenden Stücken nur 8 Reprisen und 13 erste Aufführungen bringen; und unter den 13 Komponisten dieser Novitäten sind noch dazu die meisten bereits berühmte Leute. In Berlin sehen wir die Philharmoniker nur ganz wenig und bloß erfolgverheißendes Neue bringen, die Sinfonie-konzerte kaum etwas mehr wagen, die Konzertanfänger ganz im Banne der Examenprogramme stehen, ekkliche Kammermusikpieler hie und da Neues versuchen. Dabei ist aber immer wieder als ganz wesentlich zu beachten, ob die Neuigkeiten auf den Namen und Treffer hin ausgesucht werden, oder ob schlechthin die gegenwärtige Pro-duktion auf gut Glück hin vorgeführt wird, so, wie es in den Aus-stellungen bildender Künste geschieht. Im Berliner Musikleben sind es eigentlich nur zwei Stätten, an denen man in diesem Sinne

vorgeht: die Konzerte unter Richard Strauß und die des „Ver-liner Tonkünstler-Vereins“. Dieser spielt allerdings hauptsächlich nur Kleineres, und zwar zumeist vor Angehörigen und vor geladenen Gästen. Sein vierter Vortragsabend vom letzten Dienstag brachte als Neuheit für Berlin eine Cellofonate op. 22 D-moll von Ludwig Thuille, einem in Kammermusik und Oper bereits gut bewährten Namen. Duos für Violoncell und Klavier sind eine leicht zu Langweiligkeit neigende Species und bisweilen jedenfalls so spärlich vertreten, daß dringend Not an Vereinerung ist. Vor einiger Zeit hat eine Sonate von d'Albert geradezu er-lösend gewirkt. Seither ist Thuilles Wert das frische, was uns auf diesem Gebiet untergekommen. Sein Komponist hat wirklich etwas zu sagen, und sagt es auch in einer feinsinnigen, immerhin mehr zarten als erschütternden Weise. Der Cellist Jacques van der und der Pianist Professor James Kravast (ein will-kommener Import aus Frankfurt a. M.) spielten denn auch in einer des Wertes würdigen Weise. Andre, nicht mehr zum erstenmal ge-brachte Kompositionen dieses Abends hatten daneben kein leichtes Dasein: ein Streichquartett op. 63 D-moll von E. E. Taubert, mit einer tüchtigen, sagen wir: schulvorbildlichen Natur, vom „Sol-ländischen Streichquartett“ ohne Aufregung gespielt; und acht Gesänge von Martin Jacobi, von Frau Thessa Gradl kunstvoll gesungen, eine liebenswürdig leichte Ware mit viel Jim-Jim in der Begleitung, geeignet für Zugaben.

Nähern wir uns auf diesen Wegen wieder bekanntem Fahr-wasser, so ist es uns eine Freude, eine der künstlerischsten Ver-treterinnen einer alten ausübenden Kunst und geläufiger Programme von neuem zu begrüßen. Lilly Lehmann verursachte in dem letzten ihrer drei Liederabende dieser Saison oder Saison-Abteilung wieder eine der süßlichen Entzündungen. Zu ruhig und kühl, als daß wir uns solchen Stürmen anschließen möchten, ist sie doch durch ihr gesangstechnisches Können und durch die Vornehmheit ihres Vortrages nach wie vor ein Muster für den jungen Nachwuchs. Daß ihre Töne manchmal schon bedenklich schwanken, hindert daran kaum etwas. Man möchte sagen: so exakte Unvollkommenheiten sind nur auf Grund einer hohen Vollkommenheit möglich. Daß in dem Programm dieses Abends Robert Franz im Vordergrund stand, darf besonders freudig begrüßt werden. Er war doch wohl der Erste in der modernen Liedkomposition und ist, obgleich seit längerem tot, noch immer einer der Jüngsten in ihr, einer der musikalischsten Komponisten, wenn man eine solche Charakterisierung verstehen will. — sz.

Humoristisches.

— Pech. Orts-Polizeidiener: „... Ins Spritzenhaus wird Koaner mehr g'steet . . . hat der Strolch von gestern, Scheint's aus Langeweile, d' Spritzen g'schmiert un z' weg'n dem hat heite d'r Kasten so gut gearbeitet, daß mir's versicherte Hänsel nur halb niederbrannt ist!“ —

— Unter Kindern. Georg: „Du hast heute in der Schule wieder Prügel bekommen?“

Karl: „Ja, von dem alten Lehrer. Es hat aber nicht weh gethan.“

Georg: „Du hast doch aber ganz verweinte Augen?“

Karl: „Ich habe nur geweint, um dem alten Lehrer eine Freude zu bereiten!“ —

— Praktische Hilfe. Eine Versicherungsgesellschaft, die auch eine Begräbnis-kasse unterhält, giebt, um die Vorteile einer solchen plausibel zu machen, in ihrem Prospekt bekannt: Eine solche Kasse ist eine außerordentliche Wohlfahrtseinrichtung, da es doch sehr viele Leute giebt, die sich nicht selbst beerdigen können! — („Luftige Blätter.“)

Notizen.

— Einen Goethe-Abend bereitet das Schauspielhaus vor. Zur Aufführung gelangen (neueinstudiert): „Die Laune des Berliebten“ und „Die Mitschuldigen“. —

— Maeterlincs „Monna Vanna“ wird Mitte Januar von einem französischen Ensemble (Pariser Original-Besetzung) im Lessing-Theater aufgeführt werden. Frau Le Blanc, die Gattin des Dichters, spielt die Titelrolle. Das Gastspiel ist auf drei Tage berechnet. —

— Der Sternsche Gesangverein wird am 19. Januar die neunte Symphonie zur Aufführung bringen. Als Solisten wirken mit die Damen Herzog und Walter-Choinaus, sowie die Herren Jungblut und Heinemann. —

— Karl Weis' komische Oper „Die Zwillinge“ wurde bei der Erstaufführung im Opernhaus zu Frankfurt a. M. mit Beifall aufgenommen. —

— Goldmarks Oper „Göz von Berlichingen“ erzielte bei der Erstaufführung im Budapester Opernhause einen starken äußeren Erfolg. —

— Der größte Mostobstmarkt der Welt ist der Nordbahnhof in Stuttgart. In der Zeit vom 8. September bis 20. November wurden auf den 10 Geleisen dieses Bahnhofs 1904 Waggons Mostobst von außerhalb zugeführt. Im September kosteten 10 000 Kilogramm durchschnittlich 800 M., im Oktober 980 M., im November 1200 M. —